



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Was wird aus China werden?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

häuser, die zum Teil noch in die menschenfreundlichen letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, die so manche Heilquelle gefaßt und so manchen Waldweg um unsre Gebirgsbäder gezogen haben, und in die auch die Anfänge unsrer Seebäder zurückreichen. Damals sind jene freundlichen weißen Badehäuser, Logirhäuser und Wandelbahnen gebaut worden, die gewöhnlich im Bogen die Quelle umgeben. Ihr einfacher Stil, eine Verbürgerlichung des Schloßstils Ludwigs XVI., mutet uns sehr behaglich an. Im Gegensatz zu andern Gasthauszimmern sind ihre Räume groß, nicht hoch, und haben wenige, aber breite Fenster. Das Ganze ist von Parkanlagen umzogen, an deren Abschluß in einer schattigen Rotunde, von Steinbänken eingefast, sich ein vermooster Denkstein erhebt, auf dessen einer Seite der fürstliche oder gräfliche Eigentümer seinen Gästen als milder Wirt den Segen der Quelle wünscht, während die andere altmodisch vertraulich-beredsam das wichtige Jahr und die Umstände dieser Erneuerung kommenden Geschlechtern verkündet. Tauperlen in dem Moos des alten Steines glänzen uns wie alte Thränen menschenfreundlichen Mitgefühls an. Gute Zeiten waren das doch!



Was wird aus China werden?



ie altchinesische Partei, die nichts von uns Barbaren und fremden Teufeln wissen will, sollte eigentlich neben Konfucius auch Kolumbus zu ihrem Nationalheiligen erheben. Denn ihm hat sie es in erster Linie zu verdanken, daß das unabwendbare Schicksal des himmlischen Reichs, schließlich eine Beute der Abendländer zu werden, um einige Jahrhunderte hinausgeschoben worden ist, obwohl dieses Geschick im Zeitalter der großen Entdeckungen für eine Weile schon bedenklich näher rückte. Aber die kühne Fahrt des Kolumbus entschleierte den erstaunten Blicken der eroberungslustigen Europäer eine ganz neue Welt, in der es zunächst so viel zu thun gab, daß man den fernen Osten sich selbst überlassen mußte. China und Japan konnten daher noch auf lange Zeit ihr Sonderleben fast ungestört weiter führen. Als dann in unserm Jahrhundert immer ungestümer an die verschlossenen Thore der beiden Reiche gepocht wurde, faßte Japan mit bewundernswerter Thatkraft den Entschluß, seine Thore der Kultur des Westens weit zu öffnen. Ganz anders handelte China. Es ließ nur gerade so viel Licht in die mehr als mittelalterliche Finsternis seines Landes herein, als ihm mit Gewalt aufgedrängt wurde. Hätten es die Mandarinen in ihrer Macht, die Ausländer alle mit einander wieder zu verjagen, sie würden keinen Augenblick zögern, es zu thun. Diese Auffassung

wird sich auch schwerlich jemals ändern lassen, denn sie liegt zu tief in dem Wesen des Mandarinentums begründet, das gar nicht darauf eingerichtet und darauf zugeschnitten ist, Belehrung von außen anzunehmen. So ausgezeichnete Diener die Chinesen stets abgegeben haben, so schlechte Herren sind sie von jeher gewesen. Sie sind kein Herrenvolk und werden es auch niemals werden. Anscheinend widerspricht dieser Auffassung die Tatsache, daß doch die vielen Millionen Chinesen mehrere Jahrtausende lang von Mandarinern regiert worden sind. Das ist ein ebenso unerhörtes wie unverdientes Glück dieser Volksausfänger gewesen. Hätte das geduldige Volk einmal eine andre und bessere Herrschaft kennen lernen, dann wäre es auch anders gekommen. Das beweisen die furchtbaren Umwälzungen, die das Reich der Mitte von Zeit zu Zeit durchzumachen hat, wenn dem unglücklichen Volke trotz aller Geduld die Mißwirtschaft zu arg geworden ist.

Wie unvorstellbar für einen Mandarinern der Gedanke ist, ein Beamter könne uneigennützig und ohne Entgelt für das Gemeinwohl arbeiten, dafür ist ein kleiner Vorfall recht bezeichnend, der sich während des Aufenthalts Li Hung-tschangs in England zutrug. Als der Alte nämlich die großartigen Werkstätten für den Schiffsbau am Clyde besichtigte, wurden ihm die Herren vorgestellt, die für die gute Instandhaltung des Flusses sorgen. Sie betrachteten diese Ämter lediglich als Ehrenposten. Li fragte nun in seiner gewöhnlichen ungenirten Weise einen von den Herren, wie viel Geld ihm sein Amt einbrächte. „Gar keins,“ war die unerwartete Antwort. Verduzt sah ihn der alte Chineser an und fragte dann mit schlaudem Augenzwinkern: „Na, woher kommt denn die Diamantnadel an der Kravatte des Herrn?“ In diesen Worten spricht sich eine durch und durch chinesische Auffassung aus.

Li Hung-tschang selbst mag vielleicht dafür sein, einige Verbesserungen im himmlischen Reiche einzuführen, wie er denn z. B. mit dem Eisenbahnbau in Tschihli begonnen hat, als er noch Vizekönig dieser Provinz war. Aber was hundertmal wichtiger ist als Eisenbahnen oder alle sonstigen schönen Einrichtungen, die Ehrlichkeit in der Verwaltung öffentlicher Gelder wird in Li niemals einen Fürsprecher finden. Denn Nepotismus und Korruption waren in seiner Provinz ebenso schlimm wie anderswo in China. Hier hätte er alle Hebel zu Reformen ansetzen sollen, wenn er sich den Namen eines Mannes erwerben wollte, der sich um sein Vaterland verdient macht.

Die Weltreise Lis, von der sich manche Menschen viel versprochen, ist ziemlich ergebnislos verlaufen. Sollten ihr noch ein Duzend ähnliche Reisen folgen, so würde es damit höchst wahrscheinlich ebenso gehen. Ist doch China Asien in höchster Potenz, Asien mit allen seinen schlechtesten Seiten orientalischen Hoflebens. Schon während Li Hung-tschangs geräuschvoller Fahrt kamen ominöse Nachrichten aus Peking, die von einer Verstimmung des Sohnes des Himmels zu berichten wußten darüber, daß bei den meisten der zu Ehren Lis veranstalteten Festlichkeiten viel zu viel von diesem selbst und viel zu

wenig von seinem Herrscher die Rede wäre. Die mancherlei Neider und Feinde Li haben diesen Punkt als eine willkommene Handhabe benutzt, auf den Kaiser einzuwirken, der dem Alten ohnehin die im Kriege gegen das viel kleinere Japan erlittne schwere Niederlage noch keineswegs verziehen hat. Deshalb darf man sich nicht darüber wundern, daß Li ziemlich kaltgestellt ist. Die Rolle eines Neuerers und Wegweisers zu höhern Zielen ist am Hofe eines orientalischen Selbstherrschers immer sehr undankbar, und ganz besonders an einem so eingefleischt fremdenfeindlichen Hofe, wie dem chinesischen.

Die Hoffnung auf gründliche Reformen von innen ist also im Reiche der Mitte sehr schwach. Wenn nun der Chineser sein Haus nicht selbst in Ordnung bringen kann, so wird es wohl das Ausland für ihn thun müssen. Denn daß das Abendland den ungefügen Stehimmweg noch länger sich selber überlassen und Handel und Wandel des vierten Theiles der gesamten Menschheit mit den andern drei Vierteln durch ihn noch länger behindern lassen wird, ist wohl als ausgeschlossen zu betrachten. Es entsteht also die Frage: was soll aus dem reichen Besitz des kranken Mannes in Ostasien werden, den dieser so wenig gut zu gebrauchen verstanden hat?

Zur Beantwortung dieser immer brennender werdenden Frage sind seit dem Kriege mit Japan in ostasiatischen Zeitungen Vorschläge mancherlei Art aufgetaucht, die gewöhnlich auf eine Enterbung des kranken Mannes noch bei dessen Lebzeiten hinauslaufen, in der Weise, daß ihm die Verwaltung seines Reiches allmählich entwunden und von Ausländern besorgt werden soll. Unausführbar ist ein solcher Gedanke umso weniger, als man hierfür schon seit Jahrzehnten in dem chinesischen Seezolldienst ein Vorbild hat. Diesem von dem Engländer Sir Robert Hart vortrefflich geleiteten Dienst gehören Ausländer aller der Nationen an, die mit China Handel treiben, wobei bisher der Umfang des dortigen Handels einer Nation den Maßstab für die Anzahl ihrer Vertreter abgegeben hat. Der Generaldirektor Hart steht unter dem Tsungli Namen, dem Peking Auswärtigen Amt, und ist diesem für den ganzen Dienst verantwortlich. Vor dem Kriege mit Japan gingen die Mandarinen zeitweilig mit dem Gedanken um, den Zolldienst allmählich selbst zu übernehmen. Nun, sie sollten nur einmal den Versuch mit einem einzelnen Hafen machen! Dessen Zolleinnahmen würden dann bald genug erstaunlich zurückgehen. Jetzt hat man sich doch in Peking dazu bequemt, das neu errichtete kaiserliche Postamt gleichfalls Sir Robert Hart zu übergeben. Man begreift dort also, daß wohl noch nicht so bald ohne die fremden Beamten auszukommen sein wird, weil die Mandarinen zu sehr betrügen würden, wenn sie an deren Stelle wären. Ein jämmerlicheres Armutzeugniß hat sich ein großes Reich kaum jemals ausgestellt.

Eine weitere Vermehrung der ausländischen Beamten ist gleichwohl nicht wahrscheinlich. Die altchinesische Partei wird sicher alles aufbieten, dem ent-

gegenzuarbeiten. Aber auch ein angeblich so fremdenfreundlicher Mann wie Li Hung-tschang ist der Ansicht, die Eisenbahnen und andre Neuerungen müßten nicht zu sehr in Abhängigkeit von den Ausländern geraten. Als er in Amerika war, sagte er einmal: „General Grant, der beste ausländische Freund, den ich jemals gehabt habe, meinte, als er mich in Tientsin besuchte, China müßte vor allem darauf sehen, Herr im eignen Hause zu bleiben.“ Das klingt förmlich rührend. Aber es ist nichts als eine Unmöglichkeit, auf die der Amerikaner in einer sentimentalen Anwandlung hingewiesen hat. Jedermann von einigermaßen unbefangnem Urteil würde es China gewiß gönnen, im eignen Lande alles selbst zu machen, wenn die Mandarinen nur das Zeug dazu hätten. Doch das haben sie eben nicht. Da sitzt der Haken, den selbst ein so kluger Mann wie Li Hung-tschang niemals gesehen hat. Vielleicht hat er ihn aber nur nicht sehen wollen.

Aber selbst abgesehen vom guten oder bösen Willen der Chinesen ist es sehr fraglich, ob sich die fremden Mächte jemals einigen könnten, das Reich der Mitte sozusagen in gemeinschaftliche Verwaltung zu nehmen und die Mandarinen beiseite zu schieben, wobei der Sohn des Himmels dem Namen nach Herrscher bleiben könnte. Zwar bestand in den siebziger und achtziger Jahren eine wunderschöne Einigkeit unter den Gesandten in Peking, solange es sich nur darum handelte, bei Verfolgungen von Missionaren und bei ähnlichen Anlässen gemeinsame Vorstellungen beim Tsungli Yamen einzureichen, die regelmäßig ohnmächtig waren und keine Erfolge hatten. Jetzt hat sich aber eine andre Lage der Dinge in Peking gebildet. Die Zeiten sind ernster geworden in Ostasien, und die bequeme Harmonie, die sich in den fruchtlosen gemeinsamen Stilübungen der Gesandtschaften in der schwierigen chinesischen Sprache kundgab, ist längst verfliegen. Jeder Gesandte denkt jetzt ausschließlich an die Wahrung der Interessen seines eignen Staates.

Deutschland ist nun gegenüber den andern drei hauptsächlich beteiligten Mächten in dieser Anlegenheit bisher insofern in einer weniger vorteilhaften Stellung gewesen, als es trotz seiner an zweiter Linie stehenden Handelsinteressen für seine Kriegsschiffe noch keinen Stützpunkt in China oder an dessen Grenze hatte. Jetzt haben wir Kiaotschau besetzt und werden es hoffentlich nicht wieder herausgegeben. Die Bucht ist für die Zwecke unsrer Marine gut geeignet. Leider ist das Hinterland bis auf die dortigen Kohlenlager lange nicht so viel wert, wie viele andre chinesische Provinzen.

Bei einer durchaus nicht unmöglichen baldigen friedlichen Verteilung des chinesischen Erbes sollten wir deshalb unsre Augen auch auf etwas fettere Bissen richten. Werden wir uns zunnächst über die mutmaßlichen Forderungen von Rußland, England und Frankreich klar. Zum Glück liegt die Sache ziemlich einfach, weil jede dieser Mächte ihre natürlich gegebne „Interessensphäre“ hat. Rußland hat längst die breite Hand auf die chinesische Mandschurei

gelegt, wie eine bereits vor Jahresfrist — wahrscheinlich durch tüchtige englische Bestechungen von Chinesen — an die Öffentlichkeit gelangte geheime Abmachung zwischen China und Rußland beweist. Port Arthur werden die Russen deshalb sicherlich jetzt behalten.

England wird dem dauernden Übergewicht Rußlands in den nördlichen Provinzen Chinas kaum ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Der Umstand, daß die jetzige Hauptstadt des großen Reiches im Norden liegt, fällt dabei wenig ins Gewicht, denn Peking ist nur ein künstlicher Schwerpunkt. Der natürliche Schwerpunkt liegt in den gesegneten und sehr betriebsamen Provinzen am mittlern und untern Yangtsekiang mit der alten Hauptstadt Nanking. Diese Gegend haben die Engländer von jeher als zu ihrem Interessenbereich gehörend betrachtet. Eingriffe anderer Mächte würden sie hier wohl nicht leicht ohne Widerstand zulassen. Beim Beginne des letzten Krieges sagten sie den Japanern rund heraus, sie würden keine Operationen gegen Schanghai und den Yangtsekiang dulden. Die japanische öffentliche Meinung nahm dies damals sehr übel.

Den Franzosen fällt von selbst der Süden zu. Von Tongking aus haben sie in der letzten Zeit die benachbarten chinesischen Provinzen zu erforschen gesucht. Dabei sind sie bis in die größte und vielleicht wohlhabendste Provinz des ganzen Reichs, Szetschuan am obern Yangtsekiang, vorgedrungen, die sie auch für sich beanspruchen. Vermutlich gedenken sie von dort aus hinter dem Rücken der Engländer ihren von Norden kommenden russischen Bundesbrüdern die Hand zu reichen.

Unter diesen Umständen wird es das beste sein, wenn Deutschland die südöstlichen Küstenprovinzen mit ihren vortrefflichen Häfen für sich ins Auge faßt. Es sind dies Tschehkiang, Fuhkien und vielleicht ein Teil von Kuangtung, nebst einem ordentlichen Stück Hinterland aus den hieran grenzenden Provinzen. Unsr Regierung hat möglicherweise schon ähnliche Gedanken gehabt, da vor einiger Zeit stark davon die Rede war, Deutschland suche eine Kohlenstation bei dem Vertragshafen Amoy in Fuhkien zu erwerben. Für deutsche Bauern wäre allerdings das Klima dieser Gegend nicht geeignet, weil es zwar nicht ungesund, aber im Sommer viel zu heiß ist. Aber unser Handel würde ohne Zweifel sehr großen Vorteil davon haben, wenn wir das bezeichnete Stück der Erbschaft bekommen könnten. Tschehkiang wird wegen seiner mannichfachen Erzeugnisse der Garten Chinas genannt. Die in der Hauptstadt Hangtschau angefertigte Seide hat im ganzen Reiche großen Ruf. Der wichtigste Ausfuhrartikel von Futschau, der Hauptstadt von Fuhkien, ist Thee. Das Geschäft darin ist allerdings infolge des Wettbewerbs von Ceylon und Assam zurückgegangen, aber daran ist hauptsächlich die stumpfsinnige Mandarinenwirtschaft schuld, die von einer Herabsetzung der auf Thee liegenden drückenden Steuern nichts wissen will.

Manchem Leser, der nicht viel über ostasiatische Verhältnisse weiß, werden vielleicht Zweifel darüber kommen, ob diese kaltblütige Verteilung des himmlischen Reiches auf dem Papier nicht ein abenteuerliches Hirngespinnst sei. Jeder Kenner der Verhältnisse wird zugeben, daß sie das keineswegs ist, sondern daß sie durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt. China ist schwerlich noch fähig, sich aus sich selbst heraus zu reformiren. Andererseits kann es trotz seiner ungezählten Millionen dem Abendlande nicht annähernd einen solchen Widerstand entgegensetzen, wie das in ähnlicher Lage befindliche kriegstüchtige Türkenvolk.

Das einzige, was man dafür sagen könnte, Europa solle lieber die Hände von diesem Unternehmen lassen, ist, daß kein Mensch imstande ist, die Folgen einer so gewaltigen Umwälzung vorherzusehen. Einige ausgezeichnete Kenner Chinas, wie unser früherer Gesandter in Peking, Herr von Brandt, meinen, es könnten daraus manche schwere wirtschaftliche Nachteile für das Abendland entstehen. Unmöglich ist das nicht, aber das Geschick läßt sich durch solche Erwägungen nicht aufhalten. Die Dinge sind einmal in Fluß. Da ist es für eine große, in Ostasien stark interessirte Macht wie Deutschland der einzig richtige und würdige Standpunkt, der Lage entschlossen ins Gesicht zu sehen. Hoffentlich greift unsre Regierung fest zu, wenn es an der Zeit ist, in China noch mehr zu holen. In einem weitem Artikel gedenken wir die Lage der christlichen Mission im Reiche der Mitte und die wahrscheinlichen Folgen des deutschen Vorgehens für sie zu besprechen.



Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böhinger“

1. Im Müsershaus



„Ch frei! Su thuts ninma gut, seuzte Madlene. — Was is denn mei Sogen? brumnte der „Kleine.“ Der „Große“ saß hinter dem Webstuhl und zog bei diesen Worten die Weblade einigemal so heftig an, daß von dem groben Zettel etliche Fäden rissen.

Der „Kleine“ war vor einundzwanzig Jahren allerdings sehr klein gewesen dem „Großen“ gegenüber; aber mit seinem vierzehnten Jahre war er ins Schieben gekommen, und jetzt überragte er den „Großen“ fast um Kopfs Länge. Er hieß aber immer der Kleine, und dieser der Große. Madlene, im sechsundzwanzigsten Jahre, war ein wohlgestaltetes Mädchen mit